

Marie Jahoda (geb. 1907)  
Lebensnähe der Forschung und Anwendung  
in der wirklichen Welt

von Christian Fleck

Vorbemerkung\*

Marie Jahoda im Rahmen eines Bandes über Soziologinnen zu würdigen, wirft drei Fragen auf: Gehört sie überhaupt zur Soziologie? Inwiefern ist ihr Werk paradigmatisch? Und: Wird man ihr und ihrem Werk gerecht, wenn man sie im Kontext der (Geschichte der) Frauen(forschung) thematisiert?

Ihrer Ausbildung nach war Jahoda keine Soziologin. Das wäre auch kaum möglich gewesen, da zur Zeit ihres Studiums – am Beginn der dreißiger Jahre in Wien – niemand zum Soziologen ausgebildet werden konnte. Interessierte mußten sich diese Disziplin zumeist autodidaktisch, jedenfalls aber außerhalb der Universität, aneignen. Aber auch später war sie nur am Rande mit dem soziologischen Betrieb verbunden. Keine der drei Professuren, die sie im Laufe ihrer Karriere wahrnahm, trug „Soziologie“ im Titel.<sup>1</sup> Forschungsgruppen, denen sie angehörte, befaßten sich mit Vorurteil und Rassenbeziehungen, *Mental Health*, *Human Relations* und Sozialpolitik. Ihre Aufsätze erschienen nicht in soziologischen Zeitschriften, und sie hatte zwar einige Positionen in professionellen Vereinigungen inne, keine davon jedoch in solchen der soziologischen *scientific community*.<sup>2</sup>

Dennoch kann man Jahoda und ihr Werk mit guten Gründen zur Soziologie rechnen: zuerst einmal, weil sie gerade im deutschsprachigen Raum von Soziologen als Teil ihrer Diskursgemeinschaft wahrgenommen und durch Verleihung von



Marie Jahoda (geb. 1907)

Ehrenmitgliedschaften gewürdigt wurde. In England und den USA rekrutierten sich ihre Kollegen hingegen vornehmlich aus der Psychologie und Sozialpsychologie. In deren Zeitschriften erschienen ihre Arbeiten, von deren Vereinigungen wurde sie geehrt, und deren Initiative ist die Verleihung von Ehrendoktoraten zu danken.<sup>3</sup>

Als Soziologin kann Jahoda schließlich gelten, weil sie sich mit Themen beschäftigte, die innerhalb der Soziologie Bedeutung besitzen: Arbeit und Arbeitslosigkeit, ethnische Beziehungen, Konformität und Nonkonformismus, Fragen gesamtgesellschaftlicher Prognosen. Ihr Zugang zu diesen Problemen ist der einer soziologischen Spielart von Sozialpsychologie.<sup>4</sup> Die Präferenz der *Mainstream*-Psychologie für Laborexperimente und Testverfahren teilte sie zeitlebens nicht. Ebenso distanziert stand Jahoda den Neigungen von Soziologen zu abstrakter Theoriebildung und standardisierten Befragungen großer Stichproben gegenüber. Ihren Forschungsstil charakterisiert sie selbst als „nichtreduktionistische Sozialpsychologie“, die sich um eine „systematische Verknüpfung von psychologischen und sozialen Phänomenen“ kümmert.<sup>5</sup>

Größere Probleme wirft die Beantwortung der Frage nach dem paradigmatischen Status ihres wissenschaftlichen Lebenswerks auf. Um herausragende Wissenschaftler vom Durchschnitt der gewöhnlichen Zunftmitglieder zu unterscheiden, wurden verschiedene Etiketten benutzt: Klassiker, Vorbild, Rollenmodell,<sup>6</sup> *key sociologists*,<sup>7</sup> *masters*, *notable*,<sup>8</sup> herausragende Persönlichkeit,<sup>9</sup> Genie, Unsterbliche,<sup>10</sup> *Founding sisters*<sup>11</sup> oder etwas schwerfälligere Umschreibungen wie jene, die im Anschluß an Merton lauten könnte: Nutznießer des Matthäus-Effekts.<sup>12</sup>

Sieht man von den Titeln ab, die üblicherweise den vom Geniekult erfaßten Sektoren kreativer Hervorbringung vorbehalten sind, ist „Klassiker“ der höchste in den Sozialwissenschaften übliche Ehrentitel. Über die Vergaberichtlinien herrscht jedoch kein Konsens. Die bekanntesten personenbezogenen Darstellungen der Geschichte der Soziologie<sup>13</sup> sind sich zwar einig über die Stars der Vergangenheit, wie Comte,

Marx, Durkheim, Pareto, Weber – aber schon bei den Zweitlisten divergieren die Mannschaften deutlich. Kriterien des Ein- bzw. Ausschlusses sind offenkundig ein national-kulturelles, wie ein Blick in die drei (in der Anmerkung 13) genannten Bücher lehrt, – und das Geschlecht: Keines der drei Bücher – und kaum ein anderes historisches Überblickswerk nimmt Notiz von Sozialwissenschaftlerinnen. Wohl in Reaktion darauf erschienen Sammelbände über Frauen in der Psychologie und der Soziologie.<sup>14</sup>

Das komplexe Geflecht von Bedingungen, das dazu führte, daß Frauen auch in der Geschichte der Sozialwissenschaften die Hälfte des Himmels – oder wenigstens der ihnen zustehende Anteil – vorenthalten wurde und wird, kann hier nicht im Detail ausgebreitet werden. Unbefangen besehen kann Marie Jahoda nämlich den Kriterien, die beispielsweise Käsler für die Verleihung des Titels „Klassiker“ formulierte, durchaus genügen: „Probe auf Zeit“, ein gutes literarisches Niveau (was immer damit gemeint sein mag), ein repräsentatives Verhältnis zur Gesellschaft und zumindest zeitweilige Relevanz für den soziologischen Diskurs<sup>15</sup> wird man beispielsweise den „Arbeitslosen von Marienthal“<sup>16</sup> nicht absprechen können. Mit deutlich mehr Berechtigung wird man jedoch folgern dürfen, daß Käslers Kriterien zu vage formuliert sind und daher zu situativen Interpretationen durch Definitionsmächtige geradezu einladen und sexistischen Vorurteilen Spielraum geben.

Aber natürlich ist Jahoda kein Klassiker des soziologischen Denkens, und auf Befragung würde sie das nicht nur aus Bescheidenheit in Abrede stellen, sondern dafür auch noch eine Vielzahl guter Argumente ins Treffen führen. Ein Argument, das Jahoda vermutlich wählen würde, wäre ein Vergleich mit den Leistungen anderer ihrer Generation: Ihr eigenes Oeuvre enthält kein systematisches *opus magnum*, das Ausgangspunkt für soziologische Theoriediskussion sein könnte (dieses Schicksal teilt sie mit Paul F. Lazarsfeld und Everett C. Hughes und unterscheidet sie von Talcott Parsons, Robert K. Merton und Peter M. Blau); sie schuf weder eine neue Erhebungs- oder Auswertungstechnik (das unterscheidet sie von

Lazarsfeld, Samuel A. Stouffer und Leo Gutman) noch definierte sie ein sozialwissenschaftliches Untersuchungsobjekt neu (wie George C. Homans, Harold D. Lasswell oder Jacob L. Moreno). Ihre Analysen enthalten kaum eingängige begriffliche Neubildungen (wie bei C. Wright Mills oder William Foote Whyte) oder Kodifikationen (wie bei Robert K. Merton oder Lewis A. Coser), und ihre gegenwartsdiagnostischen Beiträge blieben auf die Analyse von gesellschaftlichen Subsystemen beschränkt und erklommen nicht die Höhen der Makrostrukturen (wie bei David Riesman, Daniel Bell oder Alvin W. Gouldner).<sup>17</sup> Statt von einer Klassikerin, wollen wir also von Marie Jahoda als einer vorbildlichen Sozialforscherin sprechen.

Zu keinem Zeitpunkt ihrer Karriere maß Jahoda dem Umstand, Frau zu sein, sozial, politisch oder kognitiv eine entscheidende Bedeutung bei. Weder sympathisierte sie in ihrer Jugend mit den Suffragetten noch in späteren Jahren mit den Feministinnen. Als Vorläuferin oder Anhängerin der Frauenbewegung (und Frauenforschung in den Sozialwissenschaften) kann man sie nicht in Beschlag nehmen. Auf die Frage von David Fryer, welche Bedeutung ihr Geschlecht in ihrer Karriere gehabt habe, antwortete Jahoda für heutige Denkgewohnheiten unorthodox:

„Dort, wo ich aufgewachsen bin, in meiner Familie und dem speziellen Teil der österreichischen Kultur, in dem ich groß geworden bin, war die Vorstellung, daß eine Frau gebildet und – wie ein Mann – ein Leben außerhalb der eigenen vier Wände führen sollte, eine Selbstverständlichkeit. Und genauso war dies in der sozialistischen Jugendbewegung. Das ist mir nie als etwas Besonderes erschienen. Ich wurde Leiterin einiger sozialistischer Jugendgruppen. Niemand, keiner der Jungen und keines der Mädchen in diesen Gruppen, machte sich Gedanken darüber, daß ich eine Frau war. In diesem Teil der österreichischen Kultur war die volle Gleichberechtigung Realität. Hier in Großbritannien war es nicht ganz dasselbe. Als ich Professorin in Sussex wurde, gab es etwa 45 Professoren, und ich war die einzige Frau. Für lange Zeit war es in England wie in den Vereinigten Staaten eher ein Vorteil als ein Nachteil, als Professor weiblichen Geschlechts zu sein, weil es nur wenige von uns gab und ein Bewußtsein bestand, daß man Frauen eine Chance geben sollte – und die selbstgefällige Sicherheit: ‚Eine Frau unter 45 Professoren kann kein Unheil anrichten.‘ Wenn man einer

solch kleinen Minorität angehört, stellte man keine Bedrohung der Majorität dar. Erst als immer mehr Frauen auftauchten, kam an vielen Universitäten in den Vereinigten Staaten, und ich vermute, auch hier [in Großbritannien], die Befürchtung auf, daß Frauen zu viel Macht gewinnen könnten.“<sup>18</sup>

Zu unterschiedlichen Anlässen äußerte sich Jahoda über ihre persönliche Identität. Beim Versuch, einen einfachen Test zuerst einmal an sich selbst zu erproben, definierte sie ihre Identität als „ich bin eine Frau, ich bin eine Mutter, ich bin eine Sozialpsychologin“ und vervollständigte die Liste um „ich bin ein Flüchtling, ich bin agnostisch“, worauf sie erschrocken feststellte, daß sie „jüdisch“ vergessen hatte.<sup>19</sup> Anderenorts sprach sie davon, daß sie sich, wenn sie hochgestimmt sei, als Weltbürgerin bezeichne, um hinzuzusetzen, daß sie doch bloß ein wurzelloser Flüchtling sei.<sup>20</sup> Ein Blick auf ihr Leben kann verständlich machen, warum sie der weiblichen Rollenzumutung in ihrem professionellen Leben nur wenig Aufmerksamkeit zollte.<sup>21</sup>

## Leben

Marie (Mitzi) Jahoda wurde am 26. Januar 1907 in Wien geboren. Ihre Eltern gehörten zum jüdischen Bürgertum der Haupt- und Residenzstadt des Habsburgerreiches, das Assimilation anstrebte, ohne die jüdische Herkunft beispielsweise durch Konversion verleugnen zu wollen. Die Familie war nicht religiös; Marie selbst gab schon in jungen Jahren einem atheistischen Impuls nach und trat aus der Kultusgemeinde aus. Während der Vater der liberal-bürgerlichen Sozialreform verpflichtet war und die Mutter durch den Ersten Weltkrieg zur Pazifistin wurde, schloß sich Jahoda schon als Schülerin sozialdemokratischen Jugendgruppen an. Der durch die Eltern vermittelte Einfluß von Karl Kraus und Josef Popper-Lynkeus trat bei der Gymnasiastin im Gefolge der „österreichischen Revolution“<sup>22</sup> zugunsten der Prägung durch den Austromarxismus in den Hintergrund. Nach der Matura legten die Eltern

Maries Absicht, ein Studium zu beginnen, obwohl sie mittlerweile verarmt waren, nichts in den Weg. Die Aufnahme eines Universitätsstudiums war in dem sozialen Milieu, dem die Jahodas angehörten, durchaus nicht selbstverständlich.<sup>23</sup> Neben einer zweijährigen Ausbildung zur Volksschullehrerin begann Jahoda 1926 an der Universität Wien mit dem Studium der Psychologie; das erschien ihr die „gescheiteste Vorbereitung“ für das, was sie sicher war, einmal zu werden: „sozialistische Erziehungsministerin.“<sup>24</sup> Bei Karl und Charlotte Bühler lernte sie dann doch etwas anderes, nämlich akademische Psychologie:

„Ich kann gar nicht sagen, wie überrascht ich war, als ich in meine erste Universitätsvorlesung ging und Karl Bühler seine Behandlung der Sinneswahrnehmungen damit begann, die Anatomie des Ohres zu erklären. Es schien nicht das zu sein, was ich erwartete; aber ich lernte besser.“<sup>25</sup>

Die Jahre zwischen Studienbeginn und dem Verbot der österreichischen Sozialdemokratie im Anschluß an die Unruhen im Februar 1934 waren prall gefüllt: Neben den beiden Studien war Jahoda in verschiedenen politischen Organisationen aktiv; 1927 heiratete sie Paul F. Lazarsfeld (von dem sie sich 1933 scheiden ließ), hielt sich 1928/29 zu einem Studienaufenthalt in Paris auf, und nach der Rückkehr bezog die junge Familie eine Wohnung im berühmtesten Neubau des Wiener sozialen Wohnbaus, dem Karl-Marx-Hof, wo Marie als Arbeiterbibliothekarin wirkte. 1930 gebar sie ihre einzige Tochter (Lotte Bailyn ist heute Professorin für Organisationspsychologie am MIT in Cambridge, Massachusetts). Die Arbeit als Hilfslehrerin an verschiedenen Wiener Volksschulen, eine vorübergehende Beschäftigung im von Otto Neurath geleiteten Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum und die Mitarbeit in der von Lazarsfeld 1931 gegründeten Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle hielten Jahoda nicht davon ab, sich bei Heinz Hartmann einer Psychoanalyse zu unterziehen und 1932 an der Universität ihr Studium mit einer psychologischen Dissertation<sup>26</sup> abzuschließen.

Weit über die Zäsur hinaus, die die Ausbürgerung aus Österreich (1937) bedeutete, verstand sich Jahoda vor allem als politische Aktivistin. Ihre Tätigkeit in der Forschungsstelle,

deren Leitung sie nach der Übersiedlung Lazarsfelds 1933 in die USA übernahm, war nur ein Teil ihres damaligen Lebensinhalts und nicht einmal der wichtigste. Zwischen dem Verbot der österreichischen Sozialdemokratie 1934 und ihrer Verhaftung im Spätherbst 1936 wirkte sie im Untergrund als Mitarbeiterin der „Revolutionären Sozialisten“ und dort vornehmlich als Vertraute des Vorsitzenden dieser Organisation, Joseph Buttinger, der sie in seiner autobiografischen Abrechnung mit der österreichischen Sozialdemokratie ausnehmend positiv porträtiert.<sup>27</sup> Die Untergrundaktivitäten führten zu ihrer Verhaftung, als die Forschungsstelle als Poststelle der illegalen Partei denunziert wurde, als die sie in gewisser Weise tatsächlich fungierte.<sup>28</sup> Jahodas damaliger Status-Set<sup>29</sup> war für eine künftige akademische Forscherin hochgradig ungewöhnlich: Alleinerziehende Mutter, illegale politische Aktivistin, Managerin einer an der Grenze zum Bankrott dahinschitternden innovativen Wissenschaftsfirma und noch keine 30 Jahre alte Doktorin der Psychologie, deren Traum, Erziehungsministerin zu werden, unreal geworden war und für deren Zukunft als Sozialpsychologin die freundliche Aufnahme ihres Erstlingswerks förderlich gewesen hätte sein können, wäre dem nicht der nach 1933 staatlich verordnete Antisemitismus der Nazis entgegengestanden, den Österreich kopierte, ehe er nach dem „Anschluß“ auch hier zur offiziellen Linie wurde.

Die Vertreibung aus Österreich rettete Jahoda, ohne daß sie das damals wissen konnte, das Leben, denn nur neun Monate nach ihrer Ausbürgerung marschierten deutsche Truppen in Wien ein. Zu dieser Zeit, im März 1938, lebte Jahoda unter Bergarbeitern im südwalisischen Kohlenrevier und studierte im Auftrag der Quäker ein subsistenzwirtschaftliches Beschäftigungsprojekt für Arbeitslose. Aus Dankbarkeit für die Hilfe, die ihr einer der Quäker bei der Rettung von Familienangehörigen aus Wien zuteil werden ließ, veröffentlichte Jahoda ihre die wohlmeinenden Absichten der Initiatoren ruinierenden Resultate nicht.<sup>30</sup>

Bis 1945 blieb Jahoda in England, führte weitere Forschungsprojekte durch und war in der sozialdemokratischen



Exilorganisation und in der Anti-Hitler-Propaganda des britischen Ministry of Information und des Foreign Office tätig. Bei Kriegsende übersiedelte Jahoda nach New York, um ihre Tochter wiederzusehen, die nach der Verhaftung zu Lazarsfeld in die USA gebracht worden war. Jahodas Angebot, nach Österreich zurückzukehren, wurde von den Exponenten der Nachkriegs-SPÖ brüsk zurückgewiesen,<sup>31</sup> was es ihr wohl erleichterte, der Doppelrolle als politische Aktivistin und Sozialpsychologin ein Ende zu setzen. Ab 1945, dem Zeitpunkt ihrer Übersiedlung in die USA, war sie nur noch Wissenschaftlerin.<sup>32</sup> Von einer habituellen Entpolitisierung, die bei vielen anderen Flüchtlingen aus sehr unterschiedlichen Gründen Platz griff, kann jedoch weder damals noch später gesprochen werden: Die Wahl ihrer Forschungsthemen, der Versuch, die sozialen und politischen Konsequenzen ihrer Studien zu antizipieren und durch die Art der Präsentation zu beeinflussen, blieben als Erbe aus der politisch aktiven Periode erhalten.

Knapp mehr als ein Jahrzehnt lebte Jahoda in New York, ehe sie Ende der fünfziger Jahre nach England zurückkehrte, dort den Labour-Politiker und zeitweiligen Minister Austen Albu heiratete und Professuren für (Sozial-)Psychologie zuerst am Brunel College (später: Brunel University) und dann an der neu gegründeten University of Sussex annahm.

Die Jahre in den USA waren nach Vielfalt der bearbeiteten Themen, Zahl der wissenschaftlichen Kooperationen und Menge der Publikationen außergewöhnlich produktiv.<sup>33</sup> Jahoda arbeitete zunächst als Forschungsassistentin von Max Horkheimer, dann im von ihrem früheren Ehemann Lazarsfeld geleiteten Bureau of Applied Social Research der Columbia University, u. a. mit Robert K. Merton an empirischen Projekten, und schließlich wurde sie Professorin an der New York University am dortigen Department of Psychology und dessen Research Center for Human Relations. Neben der gemeinsam mit Nathan W. Ackerman verfaßten Studie über „Anti-Semitism and Emotional Disorder. A Psychoanalytic Interpretation“ (1950), der Herausgabe der „Studies in the Scope and Method of ‚The Authoritarian Personality‘“ (1954) und einer

Monographie über „Current Concepts of Positive Mental Health“ (1958) schrieb sie mehrere Arbeiten über die Folgen des McCarthyismus, führte diverse empirische Erhebungen durch und war Erstautorin der Erstauflage eines der gängigsten Lehrbücher der Methoden der Sozialforschung der fünfziger Jahre, der zweibändigen „Research Methods in Social Relations, with Special Reference to Prejudice“, das danach noch in vier, jeweils veränderten Auflagen und mit wechselnden Ko-Autoren publiziert wurde.<sup>34</sup>

Ähnlich breit gestreut waren Jahodas Veröffentlichungen in den sechziger Jahren in England: Im Auftrag der UNESCO schrieb sie „Race Relations and Mental Health“ (1960), studierte die Ausbildung von Technikern am Brunel College („The Education of Technologists: An Exploratory Case Study at Brunel College“, 1963), edierte gemeinsam mit Neil Warren einen Reader über „Attitudes“ (1966) und war an frühen Kritiken der Projektionen des Club of Rome über die Grenzen des Wachstums beteiligt („Thinking about the Future: A Critique of ‚The Limits to Growth‘“, 1973, und „World Futures – the Great Debate“, 1978). Ende der siebziger Jahre kehrte sie zu den Anfängen ihrer sozialpsychologischen Forschung zurück und veröffentlichte seither zahlreiche Arbeiten zu Arbeit und Arbeitslosigkeit, mit denen sie dann auch wieder im deutschen Sprachraum Resonanz fand, wo sie bis zum heutigen Tag vornehmlich dieser Arbeiten wegen bekannt ist.

Jahodas Lebenswerk ist, wie aus diesen wenigen Hinweisen deutlich geworden sein sollte, breiter als es bislang die deutschsprachige Rezeption wahrnehmen wollte; es in der ganzen Breite darzustellen, ist hier jedoch nicht möglich. Einen zureichenden Eindruck des soziologischen und sozialforscherischen Teils hoffe ich vermitteln zu können, wenn im folgenden die wichtigsten eigenständigen Studien von Jahoda vorgestellt werden, dann ihr Forschungsstil näher betrachtet wird und abschließend drei Aspekte ihres Werks exemplarisch diskutiert werden – Arbeit und Arbeitslosigkeit, die sozialpsychologische Behandlung des Makrophänomens Kultur und ihre jüngst ausgearbeitete, originelle Interpretation des Problems des Nationalismus.

## „Mariantal“ ...

Wenige Monate nach Jahodas 26. Geburtstag erschien im Frühsommer 1933 in der von Karl Bühler im Verlag von S. Hirzel in Leipzig herausgegebenen Reihe „Psychologische Monographien“ als Band V „Die Arbeitslosen von Mariantal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, bearbeitet und herausgegeben von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“. Das autorenlose schmale Bändchen zählt heute zu den klassischen Beiträgen aus der Geschichte der empirischen Sozialforschung.<sup>35</sup> Bei seinem erstmaligen Erscheinen war diese bemerkenswerte Zukunft und die noch viel bemerkenswertere Karriere ihrer drei auf dem Titelblatt verschwiegenen Verfasser<sup>36</sup> nicht abzusehen.

Ehe auf den Inhalt der Studie eingegangen werden soll, scheinen mir einige Erläuterungen zur Publikationsgeschichte angebracht. Das Verschweigen der Autorennamen erklärten Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel<sup>37</sup> wiederholt damit, daß sie und Bühler wegen der NS-Machtübernahme im Januar 1933 und dem danach anschwellenden und sozusagen amtlich werden den Antisemitismus dem Drängen des Verlags nachgaben und zustimmten, daß die jüdischen Namen der Verfasser auf dem Deckblatt weggelassen wurden.<sup>38</sup>

Der Verzicht auf den sichtbaren Ausweis der Autorenschaft ist sehr unüblich. Die konkreten politischen Bedingungen lassen ihn im Rückblick verständlich erscheinen; allerdings waren es damals, im Frühjahr 1933, nicht nur Gegner der NSDAP, die die Machtstabilisierung der Nazis weder erwarteten noch auch vorhersehen konnten, und zumindest einige, den Autoren politisch Nahestehende gingen davon aus, daß der Spuk bald vorüber sein würde.

Um den ungewöhnlichen Verzicht auf den gedruckten Ausweis der Urheberschaft verstehen zu können, muß man aber auch noch zwei andere Faktoren mitbedenken: Die jungen

Autoren waren in einer Bezugsgruppe politisch sozialisiert worden, in der individuelles intellektuelles Eigentum einen beschränkteren Stellenwert besaß;<sup>39</sup> dieser Einfluß wurde durch die partielle Zugehörigkeit zur universitär-akademischen Subkultur des Bühler-Instituts (dessen enger Mitarbeiter Lazarsfeld war, während sowohl Zeisel wie Jahoda diesem und anderen akademischen Milieus nur peripher angehörten) sicher nicht aufgewogen. Schließlich bleibt zu berücksichtigen, daß „Mariantal“ auch insofern innovativ war, als der Abdruck des Namens des korporativen Akteurs es trotz der Rücksichtnahme auf die Stimmung der Zeit möglich machte, die Claims abzustecken.<sup>40</sup>

Das Fehlen der Autorennamen hat manche Kommentatoren veranlaßt, die Frage der intellektuellen Urheberschaft von „Mariantal“ aufzuwerfen, und es kommt nicht ganz überraschend, daß die jeweilige Nähe zu einem der drei Verfasser das Urteil darüber beeinflusst.<sup>41</sup> Marie Jahoda selbst trat derartigen Spekulationen immer entgegen:

„Wir hatten viele Diskussionen [darüber] wie es [das Material] organisiert werden soll und wo die Hauptpunkte sind unter allen Mitarbeitern und dann habe ich das Material genommen und die Arbeit geschrieben.“<sup>42</sup>

Text und Kontext von „Mariantal“ geben genügend Auskunft über die in das Endprodukt eingegangenen Einflüsse. Sie zu analysieren ist lohnender als sich mit konkurrierenden Whig-Interpretationen herumzuschlagen.

„Mariantal“ wäre ohne den Einfluß einer zentralen moralischen, politischen und intellektuellen Bezugsperson, des überragenden (Rollen-)Vorbildes der damals jungen Sozialdemokraten, Otto Bauer, gar nicht zustande gekommen. Übereinstimmend erinnerten alle drei Mariantal-Autoren daran, daß er es war, der sie auf das Thema brachte (Lazarsfeld wollte eine Studie über Freizeitverhalten durchführen) und ihnen den zu untersuchenden Ort, das kleine Dorf Mariantal südöstlich von Wien, vorschlug. Bauer bzw. das intellektuelle Umfeld des Austromarxismus versorgten die Autoren auch mit einer bestimmten – in „Mariantal“ weitgehend implizit bleibenden –

soziologischen Sichtweise. Die Perspektive auf Klasse und Partei als soziographische Analyseeinheiten, die fraglose Hervorhebung der Dimension sozialer Ungleichheit und die Erkenntnis der zentralen lebensweltlichen Bedeutung von (Erwerbs-)Arbeit eignete sich die Gruppe um Lazarsfeld nicht in einem Universitätsseminar an, sondern in den Diskussionszirkeln des „roten Wien“.

Lazarsfeld, der in diesen Jahren für seine universitären Mentoren, das Ehepaar Bühler, eifrig neuere amerikanische Literatur aufarbeitete, dürfte dabei auf „Middletown“ gestoßen sein, das in mancher Hinsicht im Sinne von Thomas Kuhn als Vorbild fungierte. Aus dem Bühler-Umfeld stammen weitere Einflüsse. Jahoda beschäftigte sich zu dieser Zeit mit der Datenerhebung zu ihrer Dissertation, die im Rahmen von Charlotte Bühlers Lebenslaufforschung Lebensgeschichten von Bewohnern des „Versorgungshauses“, einer der damaligen Institutionen für Obdachlose, sammelte. Weitere Anregungen kamen über das Bühler-Institut aus der Psychologie dieser Zeit, während der Einfluß der akademischen Soziologie gering blieb.<sup>43</sup>

Gerade diese vielfältigen und inkongruenten Einflüsse machen „Marienthal“ auch heute noch attraktiv; sie sind aber auch für einige Inkonsistenzen verantwortlich, deren spätere Wahrnehmung durch die Verfasser wiederum für die sehr späte Neuauflage und vor allem die noch spätere Übersetzung ins Englische verantwortlich war. An „Marienthal“ wurde später der Einsatz verschiedener Methoden (Triangulation) und besonders die Benutzung nicht-reaktiver Erhebungsverfahren gerühmt. 1933 waren die Autoren auf etwas anderes stolz, nämlich darauf, daß sie die Bevölkerung von Marienthal nicht nur als Untersuchungsobjekte benutzt hatten, sondern sich auch bemüht hatten, sich selbst nützlich zu machen. In Lazarsfelds Einleitung von 1933 hieß es dazu:

„Es war unser durchgängig eingehaltener Standpunkt, daß kein einziger unserer Mitarbeiter in der Rolle des Reporters und Beobachters in Marienthal sein durfte, sondern daß sich jeder durch irgendeine, auch für die Bevölkerung nützliche Funktion in das Gesamtleben natürlich einzufügen hatte.“<sup>44</sup>

Während die Autoren diese Absicht tatsächlich in die Wirklichkeit umsetzten, wird man das, wie schon Leopold von Wiese in seiner wohlwollenden Rezension bemerkte, bei einem anderen, von Lazarsfeld formulierten Anspruch auch heute noch in Abrede stellen müssen: Alle Impressionen, für die „wir keine zahlenmäßigen Belege finden konnten“, seien wieder verworfen worden.<sup>45</sup>

Den Autoren erschien später vor allem die methodologische Qualität von „Marienthal“ unzureichend, wobei Lazarsfeld in diesem Punkt – entgegen seiner zeitgenössischen Meinung<sup>46</sup> – über sein Jugendwerk negativer urteilte als die beiden anderen Autoren. Richtig ist, daß „Marienthal“ hinsichtlich der quantitativen Datenanalyse über einfache Deskriptivstatistiken nicht hinausging und keine Kreuztabellen Verwendung fanden.<sup>47</sup> Richtig ist aber auch, daß „Marienthal“ eine der ersten sozialwissenschaftlichen Veröffentlichungen war, die Indikatoren systematisch verwendete, ohne daß das so genannt wurde: Die Gehgeschwindigkeit wurde gemessen und als Anzeichen für geschlechtsspezifische Zeitverwendung und die Erosion der Strukturierungsfähigkeit des Alltagslebens herangezogen; die Stornierung von Zeitungsabonnements und die rückläufige Frequenz bei den Entlehnungen aus der Arbeiterbibliothek dienten den Verfassern als Signal für die „Schrumpfung bestimmter Lebensäußerungen“ und ähnliches mehr.<sup>48</sup>

Der Erfolg von „Marienthal“, der sich vor allem im Anschluß an die Neuauflagen (deutsch 1960 und 1975) und die amerikanische (1971) bzw. englische Ausgabe (1972)<sup>49</sup> einstellte, nötigte Jahoda seither zu wiederholter Kommentierung ihres Erstlingswerks. Die Bitten darum dürften, wegen der nahezu ausschließlichen Identifikation ihrer Person mit diesem einen Werk, fallweise bereits einen kränkenden Unterton gehabt haben. Mit zunehmender zeitlicher Distanz fiel Jahodas Urteil – vielleicht auch deshalb – immer kritischer aus: Hob sie ganz zu Beginn die methodische Innovation hervor,<sup>50</sup> so unterstrich sie später die gelungene Herausarbeitung der vier Haltungstypen – ungebrochen, resigniert, verzweifelt und apathisch<sup>51</sup> – und die politische Botschaft: „Arbeitslosigkeit

führt zur Resignation, nicht zur Revolution.“<sup>52</sup> Ab den späten siebziger Jahren diskutierte sie die Ergebnisse von „Marienthal“ im Lichte der späteren sozialpsychologischen Forschung: In Absetzung von der starken These von „Marienthal“ – die Höhe des Arbeitslosengeldes korreliert mit dem psychischen Wohlbefinden – hebt Jahoda nun die Wirkung der Armut oder der fehlenden Beschäftigung auf das psychische Befinden der Betroffenen hervor.<sup>53</sup> Sie griff auch eine Frage auf, die im Text von „Marienthal“ enthalten war, aber dort nicht entschieden wurde: die Rolle der biografischen Erfahrung, der bisherigen Lebensgeschichte für die unterschiedliche Verarbeitung der Situation der Arbeitslosigkeit.<sup>54</sup>

Zwar ist Jahodas Urteil zutreffend, „Marienthal“ sei nicht „mit einer Theorie, sondern mit Leitformeln abgeschlossen“ worden (zu letzteren zählt vor allem die Formulierung der müden Gemeinschaft), doch indem sie selbst hinzufügt, daß es „zumindest voreilig“ gewesen wäre, „von der einmaligen Situation in Marienthal eine sozialpsychologische Theorie der Arbeitslosigkeit abzuleiten“,<sup>55</sup> rückt sie die Dinge selbst zurecht: „Marienthal“ ist eine ideenreiche Beschreibung der Wirkungen massenhafter Arbeitslosigkeit, die zu Recht einen Platz unter den exemplarischen empirischen Studien hat. Vor allem ist der Versuch der Autoren zu loben, über die Beschreibung hinauszugehen und klassifikatorische Typisierungen, das, was Lazarsfeld damals „Leitformeln“ nannte, zu entwickeln; erst dadurch wurde „Marienthal“ zu einer dichten Beschreibung, lang bevor dieser Begriff von Clifford Geertz in die sozialwissenschaftliche Diskussion eingebracht wurde.

... und danach

Nur wenige Jahre nach der Veröffentlichung von „Marienthal“ führte Jahoda eine zweite Studie über Folgen der Arbeitslosigkeit durch. Im Herbst 1937 erhielt sie den Auftrag, im Kohlenrevier von Monmouthshire ein Selbsthilfeprojekt, das von Quäkern initiiert worden war, zu studieren. Die Feldforschung

gestaltete sich sehr mühsam.<sup>56</sup> Die Ergebnisse faßte Jahoda wenige Monaten danach in einem Forschungsbericht zusammen, der erst 50 Jahre später veröffentlicht wurde.<sup>57</sup> Der Bericht über die Monmouthshire-Studie folgt in vielem dem Vorbild „Marienthal“. So findet man darin ethnographische Beschreibungen der Gemeinden des Tales, der kulturellen und politischen Orientierungen der Bewohner und die Darstellung der Vorgeschichte und des Aufbaus der Subsistenzproduktion für Arbeitslose. Tabellen über den Altersaufbau der Arbeitslosen, die Dauer der Arbeitslosigkeit, die Gründe für die Beendigung der Mitarbeit an dem Programm sind mit der Wiedergabe von Feldnotizen, Familienprotokollen und knappen Lebensgeschichten verwoben. Die Lebensstadien Charlotte Bühlers, die Jahoda schon in ihrer Dissertation als erkenntnisleitende „Theorie“ benutzt hatte, dienten als Bezugsrahmen der psychologischen Interpretation. Der philanthropische Optimismus der Quäker – „fehlender Zwang würde einen schöpferischen Arbeitsdrang freisetzen“<sup>58</sup> – fand bei Jahoda, die mit der sozialdemokratischen Idee des „neuen Menschen“ gut vertraut war, anfangs ein geneigtes Ohr. Als sich jedoch herausstellte, daß diese Hoffnung in den Einstellungen der am Programm Beteiligten kein Echo fand, scheute Jahoda nicht davor zurück, eine moderate marxistische Deutung des Scheiterns dieses Experiments zu formulieren:

„Hinter dem S. P. S. [Subsistence Production Scheme] stecken Ideen; hinter jedem großangelegten sozialen Experiment müssen neben Ideen soziale Kräfte stehen, um diese Ideen abzustützen (...). Die Ideen des S. P. S. wenden sich an die Bedürfnisse und Wünsche der Arbeitslosen, doch sie wurden von außen (...) hineingetragen und werden von sozialen Mächten abgestützt, die sich von der Macht der Arbeiterklasse doch deutlich unterscheiden.“<sup>59</sup>

Trotz aller deskriptiven Reichhaltigkeit ist diese Studie interpretatorisch deutlich weniger gelungen als die fünf Jahre zuvor publizierte über die müde Gemeinschaft im Südosten von Wien. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: die Fremdheit, die Kürze der für Feldforschung und Auswertung zur Verfügung stehenden Zeit, die psychischen Belastungen durch die



politischen Ereignisse des Jahres 1938 und vor allem der Umstand, daß Jahoda ganz auf sich allein gestellt war und der fruchtbare Wiener Diskussionszusammenhang fehlte. Eine detaillierte Aufzählung der Unterschiede zwischen Marienthal und Südwales und den beiden Studien kann hier unterbleiben.<sup>60</sup> Hinzuweisen ist aber darauf, daß Jahoda in „Unemployed Men at Work“ zum ersten Mal eine Idee andeutete, die sie viele Jahre später systematisch ausarbeitete: Die soziale und psychische Bedeutung von Erwerbsarbeit wurde Jahoda deutlich, als sie sehen mußte, daß arbeitslose Bergarbeiter die Tätigkeit in der Subsistenzproduktion nicht als richtige Arbeit betrachteten, obwohl sie einen, wenn auch geringen ökonomischen Nutzen aus der Beteiligung zogen.<sup>61</sup>

In den folgenden Jahren führte Jahoda einige weitere Feldforschungen durch; wegen des Krieges und ihres politischen Engagements gedieh aber keine dieser Studien zu einem umfassenden Bericht.<sup>62</sup>

Gelegenheit zur Fertigstellung größerer wissenschaftlicher Arbeiten fand Jahoda erst nach ihrer Übersiedelung in die USA. Einige Beachtung fand die gemeinsam mit Nathan W. Ackerman verfaßte Teilstudie „Anti-Semitism and Emotional Disorder“ (1950) des umfangreichen Projekts „Studies in Prejudice“ des American Jewish Committee, das in Deutschland vor allem wegen der Beteiligung des exilierten Frankfurter Instituts für Sozialforschung bekannt geworden ist. Darin versuchten der New Yorker Psychoanalytiker und die psychoanalytisch gebildete Sozialpsychologin der antisemitischen Persönlichkeit auf die Spur zu kommen; Ackerman und Jahoda untersuchten Protokolle psychoanalytischer Therapiesitzungen auf gemeinsame Muster der stipulierten antisemitischen Persönlichkeit.<sup>63</sup> Dem Buch selbst gaben die beiden Verfasser den diminutiven Zusatz „explorativ“, da die vorweg vermuteten starken Zusammenhänge nicht nachweisbar waren.<sup>64</sup> „Antisemitism and Emotional Disorder“ hat vornehmlich Bedeutung als wissenschaftsgeschichtlicher Beleg für die Zusammenarbeit der aus dem austromarxistisch und neopositivistisch gefärbten Wiener Milieu stammenden Jahoda mit den

sich als Anti-Positivistischen stilisierenden Frankfurter Sozialphilosophen.<sup>65</sup> Jahodas Kooperation mit Horkheimer dauerte nicht sehr lange und hinterließ in ihrem Werk keine tiefen Spuren.

Zu einer produktiven Kooperation, die allerdings keinen Niederschlag in echten Veröffentlichungen<sup>66</sup> fand, kam es nach Jahodas Eintritt in das Bureau of Applied Social Research, das damals von Lazarsfeld und Merton gemeinsam geleitet wurde. Eine dieser Studien, an der, unter der Leitung von Merton, neben Jahoda Patricia Salter West u. a. mitarbeiteten, erlangte in der Mikro-Umwelt der Columbia University der vierziger und fünfziger Jahre Bedeutung.<sup>67</sup> Jahrelang galt unter Mertons Studenten die nur als vervielfältigtes Manuskript zugängliche Studie „Patterns of Social Life“ als Beispiel dafür, „welche Unterschiede die Sozialstruktur hervorrief und wie Sozialtheorie und Sozialforschung miteinander verbunden werden konnten“.<sup>68</sup> Die Untersuchung behandelte ein (nicht nur) damals höchst aktuelles Thema: die „*human relations*“ in einer „*planned community*“, dem „Hilltown“ genannten sozialen Wohnbauprojekt in Pittsburgh, Pennsylvania, das von den Stadtplanern bewußt zu gleichen Teilen mit schwarzer und weißer Bevölkerung belegt wurde und so der rassistischen Segregation entgegenwirken sollte.<sup>69</sup>

Prominenz erlangte diese Studie, weil Merton sie in seinen Lehrveranstaltungen benutzte und in mehreren seiner theoretischen Arbeiten heranzog, um die empirischen Resultate mit seinen allgemeineren theoretischen Überlegungen über ethnische Einstellungen, Erwartungen, soziale Zeit und nichtbeabsichtigte Konsequenzen beabsichtigten sozialen Handelns in Beziehung zu setzen: In einer erweiterten Version von „Social Structure and Anomie“ verwendet Merton den Befund, daß schwarze wie weiße Eltern mit niedrigem Status für ihre Kinder sozial höher stehende Berufe anstreben;<sup>70</sup> in „Reference Group Theory“ bezieht er sich auf die Begriffe primäre und sekundäre Meinungsumgebung, *inner-cohesion-and-outer-hostility* und erwartete versus tatsächliche Dauer von Gruppenmitgliedschaften.<sup>71</sup> Ausführlich bezog sich Merton dann 1954 auf die Gemeindestudien. In dem mit Lazarsfeld verfaß-

ten Aufsatz „Friendship as Social Process“ destilliert er die zwei konträren Modi der Freundschaft – *homophily* (Freundschaft unter sozial Ähnlichen) und *heterophily* (Freundschaft unter sozial Unähnlichen) – heraus.<sup>72</sup> Gelegentlich eines Wiederabdrucks von „The Self-Fulfilling Prophecy“ fügte Merton bibliographische Angaben zur Hilltown-Studie ein, die im 1948 erstmals veröffentlichten Text herangezogen worden war, um die Differenz zwischen den von beiden ethnischen Gruppen erwarteten und den tatsächlich in geringerem Umfang eingetretenen rassischen Spannungen zu demonstrieren.

Vierzig Jahre später erinnert Merton in einer Biografie des Begriffs *opportunity structure* wiederum mehrfach an den Steinbruch, den die beiden Gemeindestudien von 1948 für ihn blieben und gibt den Ko-Autoren von „Patterns of Social Life“ den ihnen gebührenden bibliographischen Kredit.<sup>73</sup> Im Gedächtnis der ehemaligen Columbia-Studenten und -Kollegen wurde der Kredit für diese Studie dem prominenten Erstautor zuteil, ganz so als müsste unter Beweis gestellt werden, was Merton als Matthäus-Effekt eingehend analysiert hat.<sup>74</sup>

Jahoda zog aus der Zusammenarbeit mit Merton und aus ihrer Tätigkeit am Bureau of Applied Social Research vermutlich in zweifacher Weise Nutzen: Zum einen kam sie nach der Isolation vom aktuellen Sozialforschungsbetrieb in England – und dem kurzen Zwischenspiel im Außenseitermilieu des in *splendid isolation* von seiner amerikanischen Umwelt agierenden (Frankfurter) Institute for Social Research – in Kontakt mit einem der damals produktivsten intellektuellen Milieus der Sozialforschung.<sup>75</sup> Zweitens konnte (und wollte) sie sich dem Einfluß des soziologischen Theoretikers Merton, der zur Zeit ihrer beider Kooperation gerade die Erstauflage seines „Social Theory and Social Structure“ fertigstellte, nicht entziehen.<sup>76</sup> Das Echo einer charakteristischen Denkfigur der Mertonschen Soziologie findet man in Jahodas Versuch, die soziale Funktion der Erwerbsarbeit herauszuarbeiten (s. dazu weiter unten).

## Jahodas Forschungsstil

Bevor Jahoda Zeit fand, diese Anregungen literarisch zu verarbeiten, führte sie in den USA noch einige andere empirische Erhebungen durch, deren Berichte heute vor allem als zeitgeschichtliche Dokumente von Interesse sind – und weniger wegen eines überzeitlichen sozialtheoretischen Gehalts. Im Zusammenhang mit dem Antisemitismus-Projekt interpretierte sie gemeinsam mit Eunice Cooper Reaktionen von Befragten auf Cartoons, die sich in deutlich satirischer Aufmachung über die minderheitenfeindlichen Vorurteile des *Mister Biggott* lustig machen. Die beiden Autorinnen schließen daraus, daß es so etwas wie eine sozialstrukturell und sozio-kulturell induzierte Tendenz der Vermeidung gegen aufklärende Propaganda bei jenen gibt, die selbst stark vorurteilsbehaftet sind.<sup>77</sup>

In mehreren Veröffentlichungen setzte sich Jahoda, teils gemeinsam mit anderen Autoren, dann Anfang der fünfziger Jahre mit den Folgen des McCarthyismus auseinander. Die Wahl dieses Untersuchungsgegenstandes ist angesichts des Meinungsklimas dieser Zeit für eine Einwanderin, die gerade erst amerikanische Staatsbürgerin geworden war, ziemlich ungewöhnlich. Zieht man einen der Befunde einer dieser Studien heran – wonach die staatlichen Sicherheitsüberprüfungen, die noch vor der eigentlichen McCarthy-Ära eingeführt wurden, vor allem bei jenen Wirkung zeigten, auf die diese Maßnahmen nicht gemünzt waren<sup>78</sup> – zeigt sich an Jahodas Haltung jene Einstellung, die sie später als „Unabhängigkeit“ des Urteilens herausgearbeitet hat: Als „unabhängiger Dissident“ gilt Jahoda jemand, der sich vis-à-vis eines in der Öffentlichkeit umstrittenen Themas schon vorgängig eine Meinung gebildet hat (das nennt sie „ursprüngliche Investition“) und trotz gegenläufigen öffentlichen Meinungsdrucks seine Privatmeinung auch öffentlich bekundet.<sup>79</sup>

Jahodas Nonkonformismus wurde bei ihr jedoch nie zum Selbstzweck. Sie konnte ihren Mut, dessen lebensgeschichtliche Wurzeln wohl im politischen Engagement während der

ständestaatlichen Diktatur zu suchen sind, durchaus auch zü-  
geln, wenn es ihrer Meinung nach der Sache diene. Anfang der  
fünfziger Jahre untersuchte sie beispielsweise die Studentinnen  
eines der führenden *liberal arts colleges* der Ostküste und fand  
unter den jungen Studentinnen nicht zu ihrer, aber zur Über-  
raschung der Lehrenden eine Dominanz von Werten, die mit  
der *corporate identity* des Vassar College kaum vereinbar wa-  
ren. Statt diese Befunde zu veröffentlichen, diskutierte Jahoda  
ihre Forschung ausführlich mit dem Lehrkörper.

„And these fulfilled the purpose of at least considering the possible truth of  
some unwelcomed statements. Publication would not have served an  
equally useful aim.“<sup>80</sup>

Als Jahoda sich 1954 trotz eindringlicher Intervention von  
Max Horkheimer und Theodor W. Adorno hingegen nicht da-  
von abhalten ließ, im (nicht nur) methodenkritischen Band  
über Reichweite und Methode der „Autoritären Persönlich-  
keit“ auch für deren Autoren unliebsame Texte zu veröffent-  
lichen, wußte sie wohl besser als der ängstliche Adorno, daß  
dadurch kein über die intellektuelle Kritik hinausgehender  
Schaden erwachsen würde.<sup>81</sup>

Vielleicht kann man die biografischen Wurzeln von Jahodas  
Forschungsstil bis zu ihrer marginaleren Rolle im Bühler-  
Institut zurückverfolgen, deretwegen sie sich nicht genötigt  
fühlen mußte, sich die, nicht nur für die damalige Zeit, rigoro-  
sen Standards des Ehepaars Bühler zu eigen zu machen. Sicher  
kann man die Genese ihrer Auffassung über den Zweck jegli-  
cher Sozialforschung zurückverfolgen in den Austromarxis-  
mus, dessen intellektueller Wortführer Otto Bauer so sehr von  
der in Wien einflußreichen Philosophie Ernst Machs und den  
Anschauungen seiner neopositivistischen (Zeit-)Genossen be-  
einflußt war, daß er die Autonomie der wissenschaftlichen  
Forschung nie in Frage stellte. Rücksichtslose Tatsachenfor-  
schung war das eine, die Auswahl der zu untersuchenden  
Objekte und die Verwertung der Resultate etwas anderes –  
Hans Reichenbachs Kodifikation der distinkten Kontexte der  
Entdeckung und Rechtfertigung (denen später von anderen ein

dritter hinzugefügt wurde, der der Verwertung) war in diesem Segment der österreichischen (Wissenschafts-)Kultur als geistige Haltung vorweggenommen. Und da Jahoda in diesem Milieu aufwuchs, verwundert es nicht, daß sie viel später auf eine Frage des sie interviewenden David Fryer antwortete:

„Meine gesamte Arbeit (hat) ihren Ausgang eher bei den wirklichen Problemen des Lebens als bei den Problemen der Sozialpsychologie als Wissenschaft (...) genommen. (...) Ich glaube, daß es das Idealziel einer guten Sozialpsychologie ist (...), das Zusammenspiel zwischen individuellen Faktoren und dem sozialen Kontext wirklich ernst zu nehmen. (...) Der Bezug zum sozialen Kontext ist oft genug ein bloßes Lippenbekenntnis und macht die sozialen Faktoren nicht zum Gegenstand systematischer Analyse (...). Die Aufgabe der Human- und Sozialwissenschaften (ist es), das nicht Sichtbare sichtbar zu machen (...). Das Offensichtliche – das, was man mit dem bloßen Auge sieht – darf man nicht einfach so hinnehmen. Darin scheint mir die Hauptaufgabe der Sozialwissenschaften zu liegen.“<sup>82</sup>

## Die Funktion der Erwerbsarbeit

„Mariantal“ behandelte die Frage nach der sozialen Bedeutung von Arbeit recht konventionell: Der Wegfall von entlohnter Arbeit hatte die Verringerung des den Familien zur Verfügung stehenden Geldes zur Folge, und es zeigte sich, daß das psychische Befinden um so schlechter wurde, je weniger Geld jemand zur Verfügung hatte. Gegenläufige Befunde werden zwar erwähnt – so der Umstand, daß aufgrund des niedrigen Lohnniveaus auch die in Beschäftigung Stehenden über kaum mehr, ja manchmal über weniger Geld verfügen konnten als arbeitslose Haushalte, oder der abschließende Hinweis auf Zusammenhänge zwischen allgemeiner psychologischer Einstellung zum Leben, biografischer Erfahrung und aktueller Befindlichkeit.<sup>83</sup> Diese Einsichten werden aber nicht hinsichtlich ihrer soziologischen Konsequenzen diskutiert. In der Wales-Studie kristallisierte sich dann der Zusammenhang heraus, der von Jahoda später begrifflich verfeinert wurde: Obwohl sie in dem Selbsthilfeprojekt einer Tätigkeit nachgingen und dadurch

gegenüber den bloßen Arbeitslosengeldbeziehern ein etwas erhöhtes Realeinkommen zur Verfügung hatten, reagierten die früheren Bergwerksarbeiter auf diese Quasi-Arbeit ablehnend. Offensichtlich waren Bezahlung und Tätigkeit allein zu wenig, um den Nutzen, der aus regulärer Erwerbsarbeit resultierte, zu erreichen.

In den zahlreichen Veröffentlichungen, die Jahoda nach ihrer Emeritierung zum Thema Arbeit und Arbeitslosigkeit verfaßte, findet man an prominenter Stelle eine Diskussion der Institution Arbeit. Wie andere Institutionen auch habe Arbeit manifeste Zwecke und latente Konsequenzen. Manifest diene Arbeit als kollektive Anstrengung der Produktion von Gütern und Dienstleistungen über das Maß hinaus, das Einzelne herstellen könnten; aus der Perspektive des Arbeitgebers stehe der Profit und aus der Sicht der Beschäftigten das Einkommen im Vordergrund. Jenseits dieser manifesten Ziele weist Arbeit auch „latente Konsequenzen“<sup>84</sup> auf. Sie sei so organisiert, daß bestimmte Erfahrungen von Arbeitenden unvermeidlich gemacht würden:

„Erstens erzwingt sie [die Erwerbsarbeit] ein für industrielle Länder charakteristisches Zeiterlebnis (...).

Zweitens erweitert die Erwerbstätigkeit den sozialen Horizont der Menschen über die Familie und den engeren Kreis von Nachbarn und selbstgewählten Freunden hinaus. (...)

Drittens demonstriert die Erwerbstätigkeit täglich, daß die materiellen Bedürfnisse moderner Menschen nicht von einzelnen Individuen befriedigt werden können, sondern Zusammenarbeit von vielen benötigen (...).

Viertens bestimmt die Eingliederung der Menschen in den kollektiven Arbeitsprozeß ihren Platz in der weiteren Gesellschaft. Der Arbeitsplatz und die Berufskategorie, zu der man gehört, definiert die soziale Identität.

Und schließlich, fünftens, erzwingt die Erwerbstätigkeit regelmäßige, systematische Tätigkeit, deren Zweck über persönliche Zwecke hinausgeht und den Arbeitenden an die soziale Realität bindet.“<sup>85</sup>

Mit dieser Kodifikation des Begriffs Erwerbsarbeit und seinen sozialpsychologischen Konsequenzen entlang der Dimensionen Zeiterlebnis, Horizonterweiterung, Kooperation, Statuserwerb und Realitätsbindung hat Jahoda einen bis heute im deutschen Sprachraum noch nicht hinreichend rezipierten

Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Diskussion geleistet. Folgerungen für wissenschaftliche und politische Diskurse sind augenscheinlich: Von der Diskussion um Grundeinkommen über die Anwendung dieser Einsichten auf vorgeschlagene arbeitsdienähnliche Quasibesäftigung für vorgemerkte Arbeitslose bis zur – unter Ökonomen immer noch prominenten – These von der freiwilligen Arbeitslosigkeit reicht das Spektrum öffentlicher und wissenschaftlicher Debatten, die Nutzen aus Jahodas Einsichten ziehen könnten.<sup>86</sup>

Trotz der lebenslangen Beschäftigung Jahodas mit Arbeit und Arbeitslosigkeit soll eine Würdigung ihres Lebenswerkes nicht darauf beschränkt sein. Abschließend werden daher ein sozialtheoretisch innovativer Beitrag und eine sozialpsychologische Gegenwartsdiagnose besprochen.

### Einfügung

Jahodas Verankerung in der sozialpsychologischen Forschung sollte aus dem bisher Gesagten deutlich geworden sein; das herkömmliche Bild dieser Disziplin – auch wenn man an den Seitenstrang der „nichtreduktionistischen Sozialpsychologie“ denkt, den Jahoda selbst propagiert<sup>87</sup> – zeichnet sich dadurch aus, daß Einzelne oder kleine Gruppen untersucht werden. Makrophänomenen herkömmlichen Zuschnitts steht dieser Teil der sozialwissenschaftlichen Forschung eher distanziert gegenüber. Um so überraschender ist es zu sehen, daß Jahoda in einem Artikel Anfang der sechziger Jahre versuchte, das Makrophänomen Kultur sozialpsychologisch zu erfassen.<sup>88</sup> In dem kurzen Artikel greift sie auf die gemeinsam mit Merton durchgeführte Gemeindestudie zurück, um den Begriff der Einfügung (*fit*) systematisch zu entwickeln und zu illustrieren. Um eine strukturierte soziale Einheit, wie eine Gemeinde, zu erfassen, ist eine andere Erhebungstechnik als die konventionelle Stichprobenziehung notwendig. Nicht was jeweilige Durchschnitte oder Mehrheiten an Merkmalen bzw. Merkmalskombinationen aufweisen, charakterisiert zureichend die



Eigenheiten der jeweiligen sozialen Einheit. Vielmehr spielen zentrale Werte und Glaubensvorstellungen, also kulturelle Muster, eine entscheidende Rolle.

„Wie kann die Gruppe, die sich am besten in ihre Situation einfügt, identifiziert werden, und welche Merkmale einer Gruppe werden als Reflex der Kultur, in der sie lebt, aufgefaßt?“<sup>89</sup>

In Hilltown und Crafttown bildeten die am besten Eingefügten nicht die Mehrheit, und in den beiden Wohnprojekten waren es jeweils andere Kombinationen von individuellen Merkmalen, die jemanden zu einem gut eingefügten Gemeindemitglied machten. Die Mehrheit aller Befragten beider Gemeinden bestätigte allerdings, daß die von den Forschern identifizierten Merkmalskombinationen der am besten Eingefügten tatsächlich jene waren, die auch sie für notwendig hielten, damit jemand gut in die jeweilige Gemeinde paßte. Eine analoge Strategie benutzte Jahoda auch in der Studie über das Vassar College. Methodisch bestand in beiden Fällen die Vorgehensweise darin, zuerst einen Indikator für die Einfügung zu bestimmen und erst danach Vergleiche zwischen den Gruppen mit unterschiedlichen Graden an Einfügung vorzunehmen. ‚Einfügung‘ ist also nicht als Individualmerkmal gemessen worden, sondern als kollektive Größe.

Die bedeutsame Intuition, die in diesem Aufsatz formuliert wurde, daß Merkmale sozialer Einheiten nicht auf jene der sie bildenden Individuen zurückgeführt werden können, ohne daß es zu Verzeichnungen kommt, wird von Jahoda jedoch nicht detailliert diskutiert. Sie versuchte mit diesem Aufsatz ausdrücklich Kritik herauszufordern, um so zu einer Weiterentwicklung des Begriffs der Einfügung zu gelangen. So weit zu sehen ist, wurde diese Anregung jedoch von niemandem aufgegriffen.<sup>90</sup>

## Psychologische Wurzeln des Nationalismus

Zu Beginn der neunziger Jahre setzte sich Jahoda in mehreren Vorträgen mit den sozialpsychologischen Wurzeln eines alten, jüngst aber virulent gewordenen Phänomens auseinander, dem Nationalismus. Historische und politikwissenschaftliche Analysen liefern ihrer Meinung nach keine „Antwort auf eine Frage, die uns alle beschäftigt: Wie versteht man die Anziehungskraft brutaler nationalistischer Bewegungen auf so viele Menschen?“<sup>91</sup> Der Nationalismus kann nicht bloß als Antwort auf die Globalisierung der modernen Welt betrachtet werden, weil nationalistische und regionalistische soziale Bewegungen dafür viel zu ambivalent sind. Manche streben zu Recht nach Selbstbestimmung und Befreiung von Fremdherrschaft, während andere im Namen der Nation zu Mitteln der ethnischen Säuberung und Unterdrückung greifen. Anknüpfend an die seit Woodrow Wilson bedeutsame Idee nationaler Selbstbestimmung fragt Jahoda danach, wer oder was das „Selbst“ sei, von dem hier die Rede ist. Das Kriterium der Territorialität kollidiert oft genug mit dem der ethnischen Einheitlichkeit.

In Absetzung von einer politischen Interpretation des „Selbst“ im Begriff Selbstbestimmung schlägt Jahoda eine sozialpsychologische Fassung vor, die die Wurzel des Nationalismus im lebenslangen Prozeß der Identitätsbildung sieht. Ein Teil der persönlichen Identität oder Selbstdefinition ist relativ stabil. Er wurde biografisch früh erworben, „auferlegt von der Kultur, in die wir geboren sind und die wir mit anderen teilen. Wie die Muttersprache erwerben wir diesen Teil unserer Identität unvermeidlich und absichtlos.“<sup>92</sup> Der private Raum familiärer Interaktion wird durch die Macht des Staates und der Politik geformt und als Verhaltenserwartung an Heranwachsende vermittelt. Gewohnheiten werden als natürliche Lebensform zu normativ verbindlichen Verhaltens- und Wahrnehmungsstandards. Symbole der Nation (Landesgeschichte, Hymnen, Fahnen, Festtage, Legenden und Mythen)

und informelle Institutionen (Speisen, Kleider, Sitten und Gebräuche) nimmt der Einheimische als selbstverständlich wahr.

Es ist ein charakteristisches Moment moderner personaler Identität, daß sie Krisen ausgesetzt ist und sich als Folge Zweifel über das eigene Selbst einstellen. Veränderungen der Umwelt, fehlende Anerkennung durch andere, Einsamkeit, finanzielle Sorgen, eine unbefriedigende berufliche Situation, sexuelle Probleme unterminieren das Selbst und zwingen zu dessen Reinterpretation und Reorganisation.

„Das nationale Element der Selbstdefinition aber ist unantastbar. In den von außen oder innen stammenden Selbstzweifeln funktioniert es als Anker, auf den man sich stützt, dessen man sicher ist, der die in Frage gestellte Identität zusammenhält.“<sup>93</sup>

Man könnte dagegen ins Treffen führen, daß auch andere Elemente des Selbst von vergleichbarer Stabilität sind, doch darum geht es hier nicht. Die wichtige Einsicht, die Jahoda formuliert, besteht darin, daß andere Identitätselemente, zumindest heute und in absehbarer Zukunft, keinen Anknüpfungspunkt für politische Mobilisierungen vieler bieten: Klasse, Beruf, Partei, Religion, Geschlecht stiften in der einen oder anderen Form, aber überwiegend doch nur individuell Identität. Hingegen bietet die tiefsitzende nationale Selbstdefinition gerade in einer sich radikal wandelnden sozialen Umwelt eine Chance für politische Führer:

„Wenn Demagogen es verstehen, an dieses Element zu appellieren, gibt der Anschluß an eine nationalistische Bewegung dem Leben wieder Sinn, bringt Kontakt mit Gleichgesinnten, mit denen man sich wohl und sicher fühlt. Charismatische Führer verstehen, daß das nationale Element universell ist; sie haben Erfolg bei denen, deren nicht-nationale Selbstdefinition unterentwickelt oder untergraben ist.“<sup>94</sup>

## Schluß

Gerade der zuletzt besprochene Beitrag der 90jährigen Sozialpsychologin Marie Jahoda ist geeignet, die Eigenart ihres Forschungsstils und ihrer Auffassung von Sozialwissenschaften zu demonstrieren. Problemstellungen, die es wert sind erforscht zu werden, stammen aus der realen Welt und nicht aus der abgeschiedenen, der selbstgenügsamen Forschung oder gar aus dem psychologischen Laboratorium. „Lebensnähe“ und „Anwendung“ sind die beiden Maximen, an denen Jahoda zeit ihres wechselvollen, von den politischen Stürmen dieses Jahrhunderts gezeichneten Lebenswegs festgehalten hat. Als 19jährige schrieb sie in ihrer ersten Veröffentlichung: „Wir wollen nicht in sinnlosen Kämpfen unsere Kraft ausgeben, die wir doch so notwendig brauchen zur Erringung unserer gemeinsamen, großen Ziele“.<sup>95</sup> Auch wenn sich in den sieben Jahrzehnten, die seither vergangen sind, die Auffassung über die Inhalte dieser Ziele gewandelt hat, blieb Jahoda ihrer in frühen Jahren entwickelten Selbstdefinition im Kern treu: die reale Welt als Herausforderung zu betrachten, die durch gemeinsame Anstrengung ein wenig lebenswerter gemacht werden sollte, wozu sozialpsychologische Forschung einen Beitrag leisten kann.

Marie Jahoda kann als Rollen-Vorbild für jene Sozialwissenschaftler fungieren, die sich nicht ängstlich um Disziplinargrenzen kümmern, sich ihre Fragen von der realen Welt stellen lassen und die nicht glauben, jede Zeile, die sie zu Papier bringen, auch gleich veröffentlichen zu müssen.<sup>96</sup> Jahodas umfangreiches Werk, das hier nur ausschnittsweise vorgestellt werden konnte, bietet mehr als nur Anregungen dazu, wie Sozialwissenschaft betrieben werden könnte.

Marie Jahoda (geb. 1907)  
Lebensnähe der Forschung und Anwendung  
in der wirklichen Welt

*von Christian Fleck*

- \* Ich bin Marie Jahoda und Robert K. Merton für detaillierte Kritik und wertvolle Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Textes zu größtem Dank verpflichtet. Dieser Beitrag wurde im Rahmen eines vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Wien (Projekt P 10061-SOZ) geförderten Forschungsprojekts verfaßt.
- 1 Am Brunel College war sie Head of the Department of Psychology and Social Science. In Sussex arbeitete sie neben ihrer Professur zeitweilig in der Science Policy Research Unit mit.
  - 2 1955 wurde sie zur Präsidentin der Society for the Studies of Social Issues gewählt, und 1978 fungierte sie als Präsidentin der Sektion X der British Association for the Advancement of Science.
  - 3 Jahoda wurden Ehrenmitgliedschaften von der Deutschen, Österreichischen und Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie und der British Psychological Association verliehen. Von der American Psychological Association erhielt sie 1979 den Award für Distinguished Contribution to Psychology in the Public Interest und von der Society for the Psychological Study of Social Issues 1980 den Kurt Lewin Memorial Award. Sie erhielt Ehrendokorate der Universitäten Sussex (1973), Leicester (1973), Bremen (1988) und Stirling (1988).

- 4 Zur wissenschaftshistorischen Situation der fünfziger Jahre, in welcher eine Verschmelzung von Teilen der Psychologie mit Teilen der Soziologie möglich erschien, vgl. Fleck, Einleitung, S. 32 ff. und die dort zitierte Literatur.
- 5 Vgl. Jahoda, *Nichtreduktionistische Sozialpsychologie*, S. 295 ff.; Jahoda, *Sozialwissenschaft und soziale Realität*.
- 6 *Role-model* wird in der gehobenen US-Alltagssprache mittlerweile nahezu synonym für den älteren deutschen Ausdruck Vorbild benutzt.
- 7 Unter diesem Titel gibt Peter Hamilton bei Routledge eine Reihe heraus, in welcher „many of the most important sociologists“ behandelt werden.
- 8 „Notable American Women. The Modern Period“ enthält unter den 442 Biografien auch einige von Sozialwissenschaftlerinnen; Jahoda ist nicht darunter.
- 9 Hillmann, *Wörterbuch der Soziologie*, enthält als eines der wenigen deutschsprachigen Lexika Personalartikel, um „besonders herausragende und auch international bekannte Persönlichkeiten“ (S. viii) zu würdigen. Jahoda ist eine davon.
- 10 Die auf 40 beschränkte Zahl der lebenden Mitglieder der Académie française veranlaßte dazu, einen imaginären einundvierzigsten Sitz für jene vorzusehen, die die Aufnahme knapp verfehlten, vgl. Merton, *Recognition and Excellence*, S. 434f.
- 11 Unter diesem Titel diskutiert Deegan in der Einleitung ihre Auswahl für „Women in Sociology“; Jahoda fand im Parallelunternehmen O’Connell/Russo, *Women in Psychology*, Aufnahme.
- 12 Merton, *The Matthew Effect in Science*.
- 13 Aron, *Les Etapes de la Pensée Sociologique*; Coser, *Masters of Sociological Thought*; Käsler, *Klassiker des soziologischen Denkens*.
- 14 O’Connell/Russo, *Women in Psychology*; Deegan, *Women in Sociology*.
- 15 Käsler, *Klassiker des soziologischen Denkens*, Bd. 1, S. 15.
- 16 Jahoda-Lazarsfeld/Zeisl, *Die Arbeitslosen von Marienthal*.
- 17 In Reaktion auf eine frühere Fassung dieses Aufsatzes teilte mir Jahoda mit, daß sie die Bezeichnung als Klassikerin lächerlich fände. Aus ihrem Werk könne man nicht wie bei der Lektüre der Klassiker des 19. Jahrhunderts die Soziologie erlernen, wohl aber sehen, wie jemand interessante Fragen seiner Zeit auf interessante Weise behandelt habe.
- 18 Jahoda, *Das Unsichtbare sichtbar machen*, S. 30.
- 19 Jahoda, *Was heißt es jüdisch zu sein?*, S. 252 ff.
- 20 Jahoda, *Das Unsichtbare sichtbar machen*, S. 31.
- 21 Jahoda publizierte gelegentlich auch über Frauen: vgl. Jahoda, *Some Socio-Psychological Problems of Factory Life*; Jahoda/Havel, *Psychological Problems of Women in Different Social Roles*.
- 22 Bauer, *Österreichische Revolution*.
- 23 Die Individualpsychologin und Autorin eines damals vielgelesenen Buches, „Wie die Frau den Mann erlebt“, Sofie Lazarsfeld, versagte ihrer

- Tochter beispielsweise das Studium, das ihrem Sohn Paul jedoch selbstverständlich ermöglicht wurde.
- 24 Jahoda, Aus den Anfängen, S. 113.
  - 25 Jahoda, Das Unsichtbare sichtbar machen, S. 29.
  - 26 Jahoda, Anamnese im Versorgungshaus.
  - 27 Vgl. Buttinger, Das Ende der Massenpartei.
  - 28 Vgl. dazu ausführlicher: Fleck, Zur Einführung, S. ii ff.
  - 29 Dieser heute leider wenig verwendete Begriff wurde von Merton kodifiziert und benennt das Bündel sozialer Positionen, die einzelne Personen innerhalb eines sozialen Systems einnehmen, vgl. Merton, Soziologische Theorie, S. 351, 360 ff.
  - 30 Jahoda, Arbeitslose bei der Arbeit. Zu den Gründen, die sie veranlassen, diese Arbeit nicht zu veröffentlichen vgl. Jahoda, To Publish or Not to Publish?
  - 31 Vgl. dazu ausführlicher Fleck, Marie Jahoda, S. 357.
  - 32 Coser erinnert sich daran, daß er gemeinsam mit seiner Frau Rose, C. W. Mills und Jahoda, dem Vorbild Sartres folgend, die Gründung einer unabhängigen Gruppe radikaler Intellektueller diskutierte; Rosenberg, An Interview with Lewis Coser, S. 49.
  - 33 Dazu ausführlicher Fleck, Einleitung, S. 25–45.
  - 34 Zum wissenschaftshistorischen Kontext, in dem dieses und andere Methodenlehrbücher erschienen: Platt, History of Social Research Methods, S. 40ff.
  - 35 Als Beweis für dieses Werturteil verweise ich auf die auf eine Umfrage unter DGS-Vorstands- und Konzilsmitgliedern zurückgehende Liste klassischer empirischer Publikationen bei v. Alemann, Forschungsprozeß, S. 308 ff. Marienthal war die häufigst genannte Studie.
  - 36 Das Vorwort unterzeichneten „im März 1933“ „die Verfasser: Dr. Marie Lazarsfeld-Jahoda und Dr. Hans Zeisl“. Die „Einleitung von Dr. Paul Lazarsfeld“ ist 9 Seiten lang. Der Haupttext umfaßt 88 Druckseiten und der Anhang weitere 34 Seiten. Den späteren Neuauflagen wurde ein von Lazarsfeld verfaßter 27seitiger „Vorspruch“ hinzugefügt.
  - 37 Hans Zeisl gab nach seiner Emigration in die USA seinem Familiennamen ein zweites e.
  - 38 Daß Marienthal, wie häufig behauptet, der Bücherverbrennung zum Opfer fiel, ist sehr unwahrscheinlich; vgl. Fleck, Rund um „Marienthal“, S. 230f., Fn. 67.
  - 39 Zur Illustration sei hier an Lazarsfelds Bonmot erinnert, er habe in späteren Jahren Forschungsinstitute wie sozialdemokratische Jugendgruppen geführt.
  - 40 Die Strategie, als Person hinter einer Institution oder Autorengruppe zurückzutreten, ja sich gelegentlich sogar als Wissenschaftler hinter dem Pseudonym Elias Smith zu verstecken, benutzte Lazarsfeld auch später – unter Bedingungen, die nicht so heteronom waren wie zur Zeit der Erstveröffentlichung von Marienthal.

- 41 So schreibt z.B. Cook, Marie Jahoda, S. 209: „Jahoda described the results in a book titled *Die Arbeitslosen von Marienthal* (Paul Lazarsfeld prepared an introduction, and Hans Zeisel a historical appendix)“. Pollak, Paul F. Lazarsfeld, S. 163 konzediert zwar, daß es „vergebens wäre, den Anteil der einzelnen Teamgefährten abschätzen zu wollen“, um dann doch hinzuzusetzen: „Abgesehen vom Beitrag [gemeint ist wohl die Einleitung] Lazarsfelds trägt Marie Jahoda den Hauptanteil daran“. Wacker, Einleitung, S. 9 meint, das Arrangement [am Titelblatt] lasse „vermuten, daß Marie Jahoda Alleinverfasserin des eigentlichen Untersuchungsberichts“ sei, und Fryer geht in Beantwortung der selbstgestellten Frage, „Who wrote the accounts?“ noch einen Schritt weiter: „In other words, contrary to initial appearances of the tri-partite authorship of the 1972 version [die englische Übersetzung], Marie Jahoda alone can really be considered the author of the research on ‚Marienthal‘“ und weniger später: „there was one rather than three authors“ (Fryer, *Monmouthshire and Marienthal*, S. 81). Den Streit der Adepten um die alleinige Autorenschaft ihrer Idole könnte man unschwer fortsetzen und die zahlreichen Zuschreibungen einer Alleinautorenschaft an Paul F. Lazarsfeld zitieren; Sills, Hans Zeisel, benutzte jüngst eine an die Priorität von Zeisel gemahnende Formulierung, wenn er zuerst von einem „enduring product“ der Verbindung Zeisels mit Lazarsfeld spricht und dann schreibt: „In addition to directing the field work in Marienthal, Zeisel took the photographs for the book and wrote a bibliographical appendix on the international status of community studies“.
- 42 Fleck, Interview mit Jahoda, 11. 6. 1987.
- 43 Vgl. zu einem Versuch, die Originalität bzw. Duplizität der in Marienthal angewandten Methoden herauszuarbeiten Fleck, Rund um „Marienthal“, S. 159 -178. Vgl. auch Lazarsfeld, *Eine Episode*, S. 152 ff.
- 44 Jahoda et al., *Die Arbeitslosen von Marienthal*, S. 5., Hervorhebung im Original. Lazarsfeld hob diesen Aspekt nach seiner Übersiedelung in die USA anfangs noch hervor, vgl. sein unveröffentlichtes, 1933/34 verfaßtes Manuskript „Principles of Sociography“. Dazu Fleck, *The Choice between Sociography and Market Research*.
- 45 Jahoda et al., *Die Arbeitslosen von Marienthal*, S. 2. Von Wieses Rezension erschien im letzten, 12. Jahrgang der Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 1933, S. 96–98.
- 46 Lazarsfeld bemühte sich unmittelbar nach Beginn seines Rockefeller Fellowship sowohl um eine Übersetzung von Marienthal als auch darum, die darin benutzte soziographische Methode zu elaborieren; beide Versuche scheiterten mehr oder weniger, vgl. dazu Fleck, *The Choice between Sociography and Market Research*.
- 47 Auf S. 37 der Neuauflage findet man die Kreuztabellierung des Gabelfrühstücks, der Schulkinder und des Zeitpunktes der Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung, charakteristischerweise als „eine Statistik“ bezeichnet. So überraschend es für heutige Soziologen klingen



- mag, aber Lazarsfeld lernte die Technik der Kreuztabellierung erst von Samuel Stouffer in den vierziger Jahren. Insofern ist das Urteil von Jahoda zutreffend: „Vom Standpunkt der Statistik aber ist es [Marienthal] außerordentlich naiv.“ Jahoda, *Aus den Anfängen*, S. 140.
- 48 Ich bin Robert K. Merton dankbar dafür, daß er mich auf die soziologisch-historisch bemerkenswerte (erstmalige?) Verwendung von Indikatoren in Marienthal hinwies. Einen zeitgenössischen, den Marienthal-Autoren vielleicht im Wege der mündlichen Publikation (Jahoda, *Aus den Anfängen*, S. 135 nennt diesen Diffusionsvorgang „Osmose“) bekannt gewordenen Versuch der Einführung von Indikatoren unternahm Neurath, *Inventory of the Standard of Living*.
- 49 Neuausgaben bzw. Übersetzungen erschienen 1960 im Verlag für Demoskopie Allensbach, 1971 bei Aldine-Atherton in New York, 1972 bei Tavistock in London, 1975 u. ö. bei Suhrkamp in Frankfurt, 1982 bei Minuit in Paris, 1983 bei Tamgu-Dang in Seoul und 1986 bei Edizioni Lavoro in Rom.
- 50 Jahoda, Überlegungen zu „Marienthal“, S. 261–274; Jahoda et al., *Research Methods*, S. 143; Sellnitz et al., *Research Methods*, S. 219, 320, 436.
- 51 Vgl. den auszugsweisen Wiederabdruck in Jahoda/Warren, *Attitudes*, S. 82–95.
- 52 Jahoda, *Aus den Anfängen*, S. 140.
- 53 Es ist bezeichnend für die ambivalente Haltung gegenüber dem zentralen Befund von Marienthal, daß Lazarsfeld in seinem Vorwort zur amerikanischen Ausgabe eine Anbindung an die damalige Armutsforschung versuchte, *Forward*, S. viii.
- 54 Vgl. Jahoda, *Reflections*, S. 356f., Jahoda, *Understanding Work*, *passim*; Jahoda, *Economic Recession*, S. 16ff.
- 55 Jahoda, *Handbuch qualitative Sozialforschung*, S. 121.
- 56 Beispielsweise lud eine Familie Jahoda ein, eine Woche bei ihr zu verbringen. Nachdem sie zwei Nächte lang ein Bett mit drei Kindern geteilt hatte, wollte sie sich aus der unangenehmen Situation befreien und schützte eine Erkältung vor: „Um die Gesundheit der Kinder nicht zu gefährden (...). ‚Ach wenn es nur das ist‘, sagte die Frau, ‚dann können wir ihnen ein einzelnes Bett richten. Wir haben nur gedacht, daß es sehr unfreundlich wäre, sie ganz allein schlafen zu lassen.“ Jahoda, *Arbeitslose bei der Arbeit*, S. 32.
- 57 Vgl. dazu Fleck, *Einleitung*, S. 17ff., Fleck, *Zur Einführung*, und Jahoda, *To Publish or Not to Publish?*
- 58 Jahoda, *Arbeitslose bei der Arbeit*, S. 105.
- 59 Jahoda, *Arbeitslose bei der Arbeit*, S. 124.
- 60 Vgl. hierzu: Fleck, *Rund um „Marienthal“*, S. 191–197; Fryer, *Monmouthshire and Marienthal*, S. 74–93.
- 61 Unter dem Titel „*Incentives to Work*“ veröffentlichte Jahoda 1942 ihren ersten Aufsatz über die soziale Bedeutung regulärer Arbeit.
- 62 Kürzere Veröffentlichungen aus dieser Zeit enthalten einige Resultate

dieser Studien, vgl. Jahoda, *Some Socio-Psychological Problems of Factory Life*; Jahoda, *Moderne Möbel in Bristol*. „My dilemma was resolved by the intensification of the war – the time was 1940 – when the question to publish or not to publish was not one’s major worry.“ Jahoda, *To Publish or Not to Publish*, S. 212.

- 63 Einem vor Durchführung der eigentlichen Auswertung veröffentlichten Abstract kann man sehr gut entnehmen, was die Autoren finden wollten: „Was immer das (...) motivationale Muster ist, der Antisemitismus hat eine wohldefinierte Rolle bei den Mechanismen des Selbstschutzes“, in: *The American Psychologist* 2 (1947), S. 322 f.
- 64 Im oben zitierten Abstract heißt es dazu: „Das Material liefert Evidenz für den Nachweis zweier Idealtypen (...) der Motivation antisemitischer Einstellungen: Auf dem einen Extrem entstehen antisemitische Einstellungen als Resultat der Konformität gegenüber Gruppendruck; auf dem anderen Extrem sind antisemitische Einstellungen motiviert durch spezifische Persönlichkeitskonflikte (...) (es ist) möglich, den dominanten Typ festzustellen“. Vergleichbare Urteile fehlen in Jahoda/Ackerman, *Anti-Semitism and Emotional Disorder*.
- 65 Zu den Beziehungen zwischen Wiener Kreis und Frankfurter Wissenschaftlern vgl. Dahms, *Positivismusstreit*.
- 66 Jahoda schildert die Hintergründe, die zur Nichtveröffentlichung führten, in Jahoda, *To Publish or Not to Publish?* Mertons Weigerung, „*Patterns of Social Life*“ zu veröffentlichen, muß im Zusammenhang mit seiner, trotz des großen Umfangs seines veröffentlichten Werks restriktiven Publikationspolitik gesehen werden. Für sein waches Bewußtsein für die Benachteiligungen von Ko-Autorinnen vgl. Merton, *The Thomas Theorem and the Matthew Effect*.
- 67 Vgl. Merton, *Opportunity Structure*, S. 22.
- 68 Coleman, *Robert K. Merton as Teacher*, S. 28.
- 69 Knappe Informationen über die empirischen Resultate enthält: Jahoda/West, *Race Relations in Public Housing*.
- 70 Merton, *Social Theory and Social Structure*, S. 159, 172 f.
- 71 Merton, *Social Theory and Social Structure*, S. 247, 298, 311. In einer Fußnote zu einem 1975 erstmals veröffentlichten Text (*Social Knowledge and Public Policy*, S. 274 f.) weist Merton im Zusammenhang mit Ausführungen über die Rolle sozial geteilter Zeiterwartungen auf die Hilltown-Studie hin, in der diese, von Merton in *Social Theory and Social Structure*, S. 311, allgemein – und auch dort mit Verweis auf die mit Jahoda durchgeführte Untersuchung – formulierte Einsicht empirisch nachgewiesen worden sei. Merton, *Socially Expected Durations*, baut diese Idee weiter aus und liefert dort neben dem fast schon obligaten Hinweis auf die Hilltown-Studie Mertons eine Interpretation der in Marienthal enthaltenen Soziologie der Zeit, S. 266, 270 ff.
- 72 Lazarsfeld/Merton, *Friendship*, S. 301 ff.
- 73 Merton, *Opportunity Structure*, S. 13 f., 21 ff., 73. Schon anläßlich des

Wiederabdrucks eines lang vor der Zusammenarbeit mit Jahoda entstandenen Artikels mit dem Titel „Intermarriage and the Social Structure“, fügte Merton an passender Stelle einen Hinweis auf die „Patterns of social life“ ein.

- 74 Vgl. z.B. Coleman, *Foundations of Social Theory*, S. 963; Lazarsfeld, *Mit Merton arbeiten*, S. 369.
- 75 Siehe Platt, *History of Social Research Methods*.
- 76 In einer Fußnote heißt es in für Jahoda ungewöhnlichem Ton: In Mertons „Social Theory and Social Structure“ finde man „mit großer Klarheit“ die „gültige Darstellung der funktionalistischen Analyse in der Soziologie“, Jahoda/Cook, *Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus?*, S. 355 (Fußnote).
- 77 Jahoda/Cooper, *Vorurteil und Vermeidung*.
- 78 Jahoda/Cook, *Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus?*
- 79 Jahoda, *Wie ist Nonkonformität möglich?*, S. 187.
- 80 Jahoda, *To Publish or Not to Publish?*, S. 213.
- 81 Adorno schrieb am 24. 6. 1953 an Horkheimer, er habe „das bestimmte Gefühl, daß ich [aus den USA] draußen sein muß, ehe das von der reizenden Mitzi herausgegebene Buch erschienen ist“ (zitiert in Wiggershaus, *Die Frankfurter Schule*, S. 518) – ganz so als wären die von Jahoda und Christie eingeladenen Kritiker Denunzianten vor einem Ausschuß für unamerkanische Aktivitäten. Eine sachlichere Replik auf die Kritik von Jahoda/Christie, *Studies in the Scope*, enthält Adorno, *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika*, S. 327ff. Vgl. Dahms, *Marie Jahoda und die Frankfurter Schule*.
- 82 Jahoda, *Das Unsichtbare sichtbar machen*, S. 19.
- 83 Jahoda et al., *Marienthal* (Neuausgabe), S. 39, 101 ff.
- 84 Jahoda nimmt mehrfach explizit Bezug auf Mertons Paradigma der funktionalen Analyse (*Work, Employment, and unemployment*, S. 185; *Unemployment: Facts and Social Consequences*, S. 17).
- 85 Jahoda, *Braucht der Mensch die Arbeit?*, S. 12f., wo anstelle von „latenten Konsequenzen“ von „unumgänglichen Erlebnissen“ die Rede ist. Andernorts nennt Jahoda die „latenten Konsequenzen“ anders: „aufgezwungene Erfahrungen“ (*Wieviel Arbeit braucht der Mensch?*, S. 99) und „certain unavoidable categories of experience and behaviour“ (*Strategic Questions in Social Research: The Case of Unemployment*, S. 163). Auch die inhaltliche Charakterisierung variiert in den verschiedenen Texten. Die zitierte Stelle enthält die ausführlichste Charakterisierung. Einen frühen Beitrag verfaßte Jahoda für die Festschrift für Heinz Hartmann, jenen Psychoanalytiker, dessen Klientin Jahoda Anfang der dreißiger Jahre war, unter dem Titel „Notes on Work“ (Bemerkungen zum Begriff ‚Arbeit‘), wo sie ähnliche Gedanken im Anschluß an Freuds Kulturtheorie skizziert.
- 86 In England fanden Jahodas Thesen breites Gehör: Vgl. Fryer/Payne, *Proactive Behaviour in Unemployment*, das von Fryer edierte Sonder-

heft des „Journal of Occupational and Organizational Psychology“ und Jahodas Replik auf einige Kommentare in „Economic Recession and Mental Health“.

- 87 Vgl. Jahoda, Nichtreduktionistische Sozialpsychologie.
- 88 Jahoda, Sozialpsychologie und Anthropologie.
- 89 Jahoda, Sozialpsychologie und Anthropologie, S. 279.
- 90 In Jahoda, Das Unsichtbare sichtbar machen, S. 30, bezeichnet sie diese Veröffentlichung als ihren Lieblingsaufsatz. Die langsame und sporadische Entwicklung eines anderen soziologischen Konzepts, das auch in der Hilltown-Studie seine empirischen Wurzeln hat, schildert Merton in „Socially Expected Durations“ – und er gibt Gründe dafür an, warum die Entwicklung vom frühen Proto-Begriff zum ausgearbeiteten Begriff der Anstrengung seines ursprünglichen Schöpfers zu verdanken ist und nicht den Beiträgen anderer; ähnliches gilt wohl auch für die nicht erfolgte Weiterentwicklung der Einpassung vom Protobegriff zum Begriff.
- 91 Jahoda, Sozialwissenschaft und soziale Realität, S. 47.
- 92 Jahoda, Sozialwissenschaft und soziale Realität, S. 47.
- 93 Jahoda, Nationalismus und Weltprobleme, S. 23.
- 94 Jahoda, Nationalismus und Weltprobleme, S. 23.
- 95 Jahoda, Koedukation, S. 3.
- 96 In Jahoda, To Publish or Not to Publish?, S. 209, findet sich der Hinweis, daß die Resultate von grob geschätzt mindestens acht Jahren ihrer wissenschaftlichen Forschung unveröffentlicht blieben, weil Jahoda aus persönlichen oder politischen Gründen meinte, daß eine Nichtveröffentlichung mehr Nutzen stiften würde als eine vorschnelle Publikation. Nach Fertigstellung dieses Aufsatzes erschien eine Autobiographie von Marie Jahoda, worin vor allem über die Jugend und das Privatleben aufschlußreiche Schilderungen zu finden sind. Marie Jahoda, „Ich habe die Welt nicht verändert“. Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung, Frankfurt a. M., 1997.

Marie Jahoda (geb. 1907)  
Lebensnähe der Forschung und Anwendung  
in der wirklichen Welt

*von Christian Fleck*

*Schriften von Marie Jahoda*

- : Koedukation, in: Schulkampf (Juni/Juli 1926), S. 3.
- : Anamnese im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie. Unveröffentlichte Phil. Diss. Universität Wien 1931.
- : Überlegungen zu "Mariantal" (1938), in: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 261–274.
- : Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu „Mariantal“ aus dem Jahr 1938. Hrsg. von Christian Fleck, Frankfurt 1989.
- : Some Socio-Psychological Problems of Factory Life, in: British Journal of Psychology 31 (1941), S.191–206.
- : Incentives to Work: A Study of Unemployed Adults in a Special Situation, in: Occupational Psychology 16 (1942), S. 20–30.
- : Moderne Möbel in Bristol (1946), in: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 309–323.
- : Wie ist Nonkonformität möglich? (1959), in: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 168–193.
- : Sozialpsychologie und Anthropologie (1961), in: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 275–284.

- : Bemerkungen zum Begriff "Arbeit" (1966), in: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 285–294.
- : Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich, in: Zeitgeschichte 8 (1981), S. 133–141.
- : To Publish or not to Publish? In: Journal of Social Issues 37 (1981), S. 208–220.
- : Work, Employment, and Unemployment – Values, Theories and Approaches in Social Research, in: The American Psychologist 36 (1981), S. 184–191.
- : Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert, Weinheim 1983.
- : Braucht der Mensch die Arbeit? In: Niess, Frank (Hrsg.): Leben wir, um zu arbeiten? Die Arbeitswelt im Umbruch, Köln 1984, S. 11–17.
- : Das Unsichtbare sichtbar machen. David Fryer im Gespräch mit der Sozialpsychologin Marie Jahoda (1986), in: Die Marienthal-Studie – 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag. Eingeleitet von Ali Wacker, Hannover 1982, S. 19–31.
- : Strategic Questions in Social Research: The Case of Unemployment, in: MacLeod, Roy M. (Hrsg.): Technology and the Human Prospect. Essays in Honour of Christopher Freeman, London 1986, S. 157–172.
- : Understanding Work: Some Contributions of the Social Sciences. Manuskript eines Vortrags vor der European Science Foundation, Wien Mai 1986 (Kopie im Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Graz).
- : Unemployment: Facts, Experience and Social Consequences, in: Freeman, Christopher/Soete, Luc (Hrsg.): Technical Change and Full Employment, Oxford 1987, S. 9–21.
- : Economic Recession and Mental Health: Some Conceptual Issues, in: Journal of Social Issues 44 (1988), S. 13–23.
- : Nichtreduktionistische Sozialpsychologie – ein fast aussichtsloses Unternehmen, zu faszinierend, um es unversucht zu lassen (1989), in: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 295–305.
- : Was heißt es jüdisch zu sein? (1990), in: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 252–258.
- : Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld & Hans Zeisel „Die Arbeitslosen von Marienthal“, in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München 1991, S. 119–122.
- : Reflections on Marienthal and after, in: Journal of Occupational and Organizational Psychology 65 (1992), S. 355–358.
- : Sozialwissenschaft und soziale Realität. Ein persönliches Plädoyer, in: Stadler, Friedrich (Hrsg.): Bausteine wissenschaftlicher Weltauffassung. Lectures Series/Vorträge des Institut Wiener Kreis, Wien 1997, S. 41–53.

- : Nationalismus und Weltprobleme, in: Stadler, Friedrich (Hrsg.): Wissenschaft als Kultur. Österreichs Beitrag zur Moderne, Wien 1997, S. 19–27.
  - /Nathan W. Ackerman: Anti-Semitism and Emotional Disorder. A Psychoanalytic Interpretation, New York 1950.
  - /Richard Christie (Hrsg.): Studies in the Scope and Method of „The Authoritarian Personality“: Continuities in Social Research, Glencoe 1954.
  - /Stuart W. Cook: Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus? (1952), in: Jahoda, Marie: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 51–94.
  - /Eunice Cooper: Vorurteil und Vermeidung. Wen erreicht Propaganda, die Vorurteile bekämpfen will? (1947), in: Jahoda, Marie: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 197–207.
  - /Morton Deutsch/Stuart W. Cook: Research Methods in Social Relations, with Special Reference to Prejudice. Bd. i: Basic Processes, Bd. ii: Selected Techniques, New York 1951.
  - /Joan Havel: Psychological Problems of Women in Different Social Roles: A Case History of Problem Formulation in Research, in: The Educational Record 36 (1955), S. 325–35.
  - /Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel (1933): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Frankfurt 1975.
  - /Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel (1933): Marienthal: The Sociography of an Unemployed Community, Chicago 1971.
  - /Robert K. Merton/Patricia S. West/Hanan C. Selvin (Hrsg.): Social Policy and Social Research in Housing, Sonderheft 7 von The Journal of Social Issues (1951).
  - /Neil Warren (Hrsg.): Attitudes. Selected readings, Harmondsworth 1966.
  - /Patricia S. West: Race Relations in Public Housing, in: Journal of Social Issues 7 (1951), S. 132–139.
- Jahoda-Lazarsfeld, Marie/Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Bearbeitet und hrsg. von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, Leipzig 1933.
- Louise Labe, Ach meine Liebe, werft die mir nicht vor. 24 Sonette der Liebe, französisch/deutsch/englisch. Übertragung von Rainer Maria Rilke (deutsch) und Marie Jahoda (englisch), Nachwort Marie Jahoda, Münster, 1997.

## Weitere Literatur

- Adorno, Theodor W.: Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika (1968), in: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. Bd. 1, Frankfurt 1981, S. 299–336.
- Alemann, Heine von: Der Forschungsprozeß. Eine Einführung in die Praxis der empirischen Sozialforschung, Stuttgart <sup>2</sup>1984.
- Aron, Raymond: Hauptströmungen des klassischen soziologischen Denkens, Reinbek 1979.
- : Hauptströmungen des modernen soziologischen Denkens, Reinbek 1979.
- Bauer, Otto: Die österreichische Revolution (1923), in: Otto Bauer, Werke. Bd. 2, Wien 1975, S. 489–866.
- Buttinger, Joseph: Das Ende der Massenpartei. Am Beispiel Österreich. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung, Frankfurt <sup>2</sup>1972.
- Coleman, James S.: Robert K. Merton as Teacher, in: Clark, Jon et al. (Hrsg.): Robert K. Merton. Consensus and controversy, London 1990, S. 25–32.
- : Foundations of Social Theory. Cambridge, MA 1990.
- Cook, Stuart W.: Marie Jahoda (1907–), in: O'Connell, Agnes/Russo, Nancy Felipe (Hrsg.): Women in Psychology. A Bio-bibliographical Sourcebook, New York 1990, S. 207–220.
- Coser, Lewis A.: Masters of Sociological Thought, Ideas in Historical and Social Context, Fort Worth <sup>2</sup>1977.
- Dahms, Hans-Joachim: Positivismusstreit. Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus, Frankfurt 1994.
- : Marie Jahoda und die Frankfurter Schule. Ein Interview mit einem Epilog zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik, in: Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1994, Opladen 1996, S. 321–356.
- Deegan, Mary Jo (Hrsg.): Women in Sociology. A Bio-bibliographical Sourcebook, New York 1991.
- Fleck, Christian: Interview mit Marie Jahoda am 11.6.1987. Oral History Sammlung des Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich. Graz (Transkript).
- : Marie Jahoda, in: Stadler, Friedrich (Hrsg.): Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft, Wien 1988, S. 345–359.
- : Zur Einführung: Politische Emigration und sozialwissenschaftlicher Wissenstransfer. Am Beispiel Marie Jahodas, in: Jahoda, Marie: Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu „Marienthal“ aus dem Jahr 1938. Hrsg. von Christian Fleck, Frankfurt 1989, S. i–lxxii.
- : Rund um „Marienthal“. Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung, Wien 1990.



- : Einleitung, in: Jahoda, Marie: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck, Graz 1994, S. 7–47.
- : The Choice Between Market Research and Sociography, or: What happened to Lazarsfeld in the United States? In: Lecuyer, Bernard (Hrsg.): Paul F. Lazarsfeld, Paris (im Erscheinen).
- Fryer, David: Monmouthshire and Marienthal. Sociographies of Two Unemployed Communities, in: Ders./Ullah, Philip (Hrsg.): Unemployed People. Social and Psychological Perspectives, Milton Keynes 1987, S. 74–93.
- : Editorial: Introduction to Marienthal and beyond, in: Journal of Occupational and Organizational Psychology 65 (1992), S. 257–268.
- /Payne, Roy: Proactive Behaviour in Unemployment. Findings and Implications, in: Leisure studies 3 (1984), S. 273–295.
- Hillmann, Karl-Heinz: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 41994.
- Käsler, Dirk (Hrsg.): Klassiker des soziologischen Denkens. 2 Bde, München 1976/1978.
- Lazarsfeld, Paul F.: Forword to the American edition. Forty Years Later, in: Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans: Marienthal. The Sociography of an Unemployed Community, Chicago 1971, S. vii–xvi.
- : Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung (1968), in: Parsons, Talcott/Shils, Edward/Lazarsfeld, Paul F.: Soziologie – autobiographisch. Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft, Stuttgart 1975, S. 147–225.
- : Mit Merton arbeiten (1975), in: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. Bd. 1, Frankfurt 1981, S. 337–391.
- /Merton, Robert K.: Friendship as Social Process. A Substantive and Methodological Analysis (1954), in: The Varied Sociology of Paul F. Lazarsfeld. Writings collected and edited by Patricia L. Kendall, New York 1982, S. 298–348.
- Merton, Robert K.: Inter marriage and the Social Structure (1941), in: Ders.: Sociological Ambivalence and Other Essays, New York 1976, S. 217–250.
- : Social Theory and Social Structure. Revised and enlarged edition, Glencoe 1957.
- : The Self-fulfilling Prophecy (1948), in: Ders.: Social Research and the Practicing Professions. Hrsg. von Aaron Rosenblatt/Thomas F. Gieryn, Cambridge MA 1982, S. 248–267.
- : „Recognition” and „Excellence”: Instructive Ambiguities (1960), in: Ders.: The Sociology of Science. Hrsg. von Norman W. Storer, Chicago 1973, S. 419–438.
- : The Matthew Effect in Science (1968), in: Ders.: The Sociology of Science. Hrsg. von Norman W. Storer, Chicago 1973, S. 439–459.
- : Social Knowledge and Public Policy (1975), in: Ders.: Sociological Ambivalence and Other Essays, New York 1976, S. 156–179.

- : Socially Expected Durations, in: Powell, Walter W./Robbins, Richard (Hrsg.): Conflict and Consensus. A Festschrift in Honor of Lewis A. Coser, New York 1984, S. 262–283.
- : The Matthew Effect in Science, II. Cumulative Advantage and the Symbolism of Intellectual Property, in: *ISIS* 79 (1988), S. 606–623.
- : The Thomas Theorem and the Matthew Effect, in: *Social Forces* 74 (1995), S. 379–424.
- : Opportunity Structure. The Emergence, Diffusion, and Differentiation of a Sociological Concept, 1930s–1950s, in: *The Legacy of Anomie Theory*. Hrsg. von Freda Adler/William S. Laufer, New Brunswick 1995, S. 3–78.
- : Soziologische Theorie und soziale Struktur. Hrsg. von Volker Meja/Nico Stehr, Berlin 1995.
- Neurath, Otto: Inventory of the Standard of Living, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 6 (1937), S. 140–151.
- Notable American Women. The Modern Period. A Biographical Dictionary. Hrsg. von Barbara Sicherman/Carol Hurd Green, Cambridge, MA 1980.
- O’Connell, Agnes/Russo, Nancy Felipe: *Women in Psychology. A Biobibliographical Sourcebook*. New York 1990.
- Platt, Jennifer: *A History of Sociological Research Methods in America 1920–1960*. Cambridge 1996.
- Pollak, Michael: Paul F. Lazarsfeld – Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns (1979), in: Lepenies, Wolf (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*. Bd. 3, Frankfurt 1981, S. 157–203.
- Rosenberg, Bernard: An Interview with Lewis Coser, in: Powell Walter W./Robbins, Richard (Hrsg.): *Conflict and Consensus. A Festschrift in honor of Lewis A. Coser*, New York 1984, S. 27–52.
- Selltiz, Claire/Jahoda, Marie/Deutsch, Morton/Cook, Stuart W.: *Research Methods in Social Relations* (revised one volume edition), New York 1959.
- Sills, David: Hans Zeisel, in: *American National Biography* (im Erscheinen).
- Wacker, Ali: Einleitung, in: *Die Marienthal-Studie – 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag*, Hannover 1982, S. 3–18.
- Wiese, Leopold von: Besprechung von: „Die Arbeitslosen von Marienthal“, in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 12 (1933), S. 96–98.
- Wiggershaus, Rolf: *Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung*. München <sup>2</sup>1988.